

DEUTSCHER BUNDESTAG

15. Wahlperiode

Enquete-Kommission
„Kultur in Deutschland“

Protokoll Nr. 15/37

Bearbeiter: VA Dr. Leberl

Wortprotokoll
(redigiert)

der 37. Sitzung
(öffentlich)
der Enquete-Kommission
"Kultur in Deutschland"

am Montag, dem 21. Februar 2005, 15.00 Uhr,
im Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland,
Willy-Brandt-Allee 14, 53113 Bonn, Saal

Vorsitz: Abgeordnete Gitta Connemann

Tagesordnung

EINZIGER TAGESORDNUNGSPUNKT:

Öffentliche Anhörung zum Thema "Praxis der kulturellen Bildung in Deutschland"

Eingeladene Experten:

Bildende Kunst:

Eske Nannen
Geschäftsführerin der Kunsthalle in Emden

Musik:

Gerd-Peter Münden
Domkantor und Leiter der Braunschweiger Domsingschule

Neue Medien:

Bernhard Serexhe
Leiter Museumskommunikation des Zentrum für Kunst und Medientechnologie
Karlsruhe ZKM

Tanz:

Gregor Seyffert
Tänzer, Künstlerischer Leiter der Staatlichen Ballettschule Berlin und der Gregor
Seyffert Compagnie Dessau/Anhaltisches Theater; Vizepräsident des Nationalen
Komitees des Conseil International de la Danse-UNESCO

Theater:

Brigitte Dethier
Intendantin und Regisseurin des Jungen Ensemble Stuttgart

Die Vorsitzende: Sehr verehrte Damen und Herren auf der Expertenbank, liebe Kommissionsmitglieder, sehr geehrte Damen und Herren. Ich darf Sie alle begrüßen, insbesondere die neu hinzugekommenen Experten und Gäste - wobei ich festgestellt habe, dass viele seit heute morgen dabei sind und durch Kopfschütteln oder durch Kopfnicken auch schon die eine oder andere Stellungnahme zum Ausdruck gebracht haben. Wir haben am Vormittag Beispiele der kulturellen Bildung in Europa kennen gelernt. In der Mittagspause hatten wir die Gelegenheit, uns im Rahmen einer Führung vom Haus der Geschichte und seiner politisch-kulturellen Bildungsarbeit ein Bild zu machen. Kulturelle Bildung im Museum war anschließend auch das Thema des Podiumsgesprächs. In der jetzigen Anhörung wollen wir die Perspektive wieder öffnen auf das gesamte Spektrum der Praxis kultureller Bildung in Deutschland und damit den Kreis schließen, der mit einer eher grundsätzlichen und theoretischen Bestandsaufnahme und Bewertung der kulturellen Bildung in Deutschland in unserer Anhörung im Bundesrat im März letzten Jahres begonnen hat. Damals hatten wir eine Anhörung, unsere erste, im Bundesrat. Sie sehen daran, wie wichtig uns das Thema der kulturellen Bildung ist. Wir haben es zentral in den Mittelpunkt des Handelns unserer Enquete-Kommission gestellt. Auch die heutige Veranstaltung ist Ausdruck dieser Schwerpunktsetzung. Ich möchte die kostbare Zeit nicht mit unnötig langen Vorreden vertun, sondern zunächst unsere geladenen Experten kurz vorstellen. Anzumerken ist vorweg, dass wir bei der Auswahl der Experten Wert darauf gelegt haben, dass hier unterschiedliche Sparten der kulturellen Bildung zu Wort kommen und vertreten sind. Ganz links sitzt nach wie vor Prof. Schäfer, ein ständiger Begleiter unserer Diskussion und Sie haben schon gemerkt, auch er hat viel zu sagen im Bereich der Museen. Als Vertreterin für den Bereich Museum und Bildende Kunst haben wir Eske Nannen eingeladen. Sie ist Geschäftsführerin der Kunsthalle in Emden und es wird einmalig sein, dass sich auf einem Podium des Deutschen Bundestages gleich zwei Ostfriesinnen finden. Sie ist es, wie auch ich es bin und ich bin außerordentlich stolz, dass wir eine solche Einrichtung in Ostfriesland haben. Für die Sparte Musik sitzt Gerd-Peter Münden auf dem Podium. Er ist Domkantor und Leiter der Braunschweiger Domsingschule. Für die Sparte der Neuen Medien spricht Bernhard Serexhe. Er vertritt das Zentrum für Kunst und Medientechnologie Karlsruhe und ist dort der Leiter der Museumskommunikation.

Gregor Seyffert ist für die Sparte Tanz anwesend. Er ist Tänzer und Künstlerischer Leiter der Staatlichen Ballettschule Berlin und der Gregor Seyffert Compagnie Dessau/Anhaltisches Theater sowie Vizepräsident des Nationalen Komitees des Conseil International de la Danse-UNESCO. Die Sparte Theater vertritt Brigitte Dethier, die Intendantin und Regisseurin des Jungen Ensembles Stuttgart. Seien Sie uns herzlich willkommen. Wir sind sehr froh, dass Sie uns heute mit Ihrem profunden Sachverstand und Ihren reichen Erfahrungen Rede und Antwort stehen wollen. Bereits in Ihren schriftlichen Stellungnahmen haben sie sich profund zu dem Thema geäußert. Auf dieser Grundlage haben sich bei den Kommissionsmitgliedern viele Fragen ergeben. Wir sind übereingekommen, auf Eingangsstatements zu verzichten und gleich in die Fragerunden einzusteigen. Der Kollege Abg. Otto (FDP) lässt sich entschuldigen, weil er in Frankfurt einen zwingenden Anschlusstermin hatte. Unsere Kommissionsmitglieder erinnere ich an das vertraute Verfahren. Ich bitte jeden Fragesteller darum, sich auf zwei Fragen zu beschränken und anzugeben, an wen sich diese richten. Die Experten bitte ich darum, die Mikrofone zu benutzen, da wir die Anhörung wie immer tontechnisch aufzeichnen. Ich eröffne die erste Fragerunde und bitte um Wortmeldungen.

Dr. Oliver Scheytt (SV): Ich wende mich mit meiner Frage vor allem an Frau Dethier und Herrn Seyffert, aber auch an Herrn Serexhe vom ZKM. Musik und Bildende Kunst kommen in allen Bereichen immer wieder vor. Im Schulunterricht haben wir das Fach Musik. Aber Theaterspiel, Tanz und auch moderne Medien als künstlerische Fächer finden wir in der Schule überhaupt nicht. Wie ist Ihre Position dazu? Was kann man tun, um dies im Bereich Schule mehr zu fördern? Zweitens, sollten wir da lieber auf die freien Institutionen setzen, die das anbieten, bspw. die Ballettschulen? Reicht das Angebot, das wir an Ballettschulen haben? Reicht es, was wir an Theaterspiel in Musikschulen oder Kunstschulen anbieten? Reicht es, was wir an Medienkunst in Jugendkunstschulen anbieten? Das ist die Frage an diese Sparten, die im normalen Unterricht so nicht vorkommen. Sollte das in speziellen Fächern angeboten werden oder, wie wir es auch aus dem europäischen Ausland kennen, wäre es nicht noch sinnvoller, ein Fach Kultur in Schulen einzurichten, in dem alle Sparten vorkommen?

Prof. Dr. Wolfgang Schneider (SV): Ich muss leider ein wenig auf den Kulturpessimismus eingehen, aber Sie haben uns da auch einiges geliefert, was dazu Anlass gibt. Herr Serexhe vom ZKM schreibt von der kulturellen Verarmung im Schulalltag und von der Reduzierung von Kunst und Kultur auf Wandertage (K.-Drs. 15/349). Welche Modelle kennen Sie, um das zu verändern? Wie gehen Sie als Institution auf die Schule zu? Wie machen Sie Ihre Servicepolitik in diesem Bereich? An den Domkantor wende ich mich mit meiner zweiten Frage. In der FAZ vom 14.2.05 habe ich gelesen, "Deutsche Kinder singen nicht mehr". Es gab eine Tagung, wo es darum ging, welchen musikalischen Beitrag die Katholische Kirche leistet. Hat das etwas damit zu tun, dass es keinen Musikunterricht mehr gibt, oder ist das eine Volkskrankheit, die Sie da feststellen? Eine letzte Frage habe ich an Frau Dethier. In Ihrem Statement schreibt sie etwas, was mich beunruhigt hat; auch weil es uns als Einrichtung des Deutschen Bundestages betrifft. Aufgrund der Kürzungen im Kinder- und Jugendplan des Bundes (KJP) würden ganz bestimmte Entwicklungen wegbrechen. Das interessiert mich, weil der hier versammelte Gesetzgeber in Form der Bundestagsabgeordneten ggf. natürlich gleich etwas dagegen tun könnte.

Helga Boldt (SV): Mich interessiert das Spannungsverhältnis zwischen Vielfalt und Intensität. Einerseits gibt es die Möglichkeit, das Singen, Tanzen, Malen und Musizieren zu lernen oder - jeder Mensch hat ja nur ein begrenztes Zeitbudget zur Verfügung - eine Sache intensiv zu machen. Ich kenne das selber aus der Musik und weiß, bestimmte Qualitäten erschließen sich erst im Laufe der Zeit mit intensiver Beschäftigung. Wie nehmen Sie es bei Kindern in der frühen Phase wahr, einerseits die Vielfalt der Künste ausprobieren zu wollen und zu sollen, andererseits aber den ‚Kick‘ zu kriegen, den man eigentlich erst bekommt, wenn man sich mit einer Sache intensiv beschäftigt?

Gerd-Peter Münden (Domkantor und Leiter der Braunschweiger Domsingschule): Ist es eine Volkskrankheit, dass die Kinder nicht mehr singen? Ja, aber eine schleichende. Das begann eigentlich in den 1960-er Jahren, als in den Lehrplänen der Musik das Singen nicht mehr als Lebensäußerung wahrgenommen wurde. Es ist ganz einfach das Bewusstsein verschwunden, dass Singen etwas zum Leben dazugehöriges ist. Das Singen ist auf die gleiche Ebene

wie andere Kulturtechniken gehoben worden und wird nicht mehr als eine dem Menschen gegebene Kulturtechnik angesehen. Das ging über die Kindergärten, Grundschulen und dann immer weiter. Es ist deutlich festzustellen: Etwa 40-60 Prozent, die in der Domsingschule mit 5 Jahren anfangen, singen falsch. Die können gar nicht singen, denn sie kennen es gar nicht. Die Eltern finden es zwar gut, machen es aber nicht. Da beginnt für mich etwas ganz Schlimmes, der Beginn einer kulturellen Erosion, die leider ihre Wurzeln in der Theoretik des Musikunterrichts in den 1960-er und 1970-er Jahren hatte, als man nämlich festgestellt hat, dass mit Musik auch Emotionen bewegt werden und man mit Musik im Dritten Reich auch schlimme Dinge getan hat. Nach dieser Geisteshaltung wurde das Singen auch mit Massenmanipulation gleichgesetzt und ist aus dem Lehrplan verschwunden. Es gibt kein gemeinsames Liedgut. Wir haben in Braunschweig eine Untersuchung gemacht, weil wir dem gerade mit einem großen Festival gegensteuern wollen. Es sind alle Braunschweiger Grundschulen gefragt worden, welche Lieder sie singen. Es kamen 206 Lieder heraus, davon nur sechs Mehrfachnennungen. Stellen Sie sich mal vor, in Braunschweig gibt es kein Lied, das in der Schule gelernt worden ist, das alle Kinder können. Ich kann mich mit Angehörigen meiner Generation hinstellen und einen gewissen Kanon an Liedern können wir singen. Auch mit Ihnen würde ich ein Lied finden, das wir alle kennen. Das können Sie aber mit meinem Sohn, wenn es so weitergeht, nicht mehr. Weil nämlich - hart gesagt - gewisse ideologische Barrieren da sind, in der Schule zu sagen, wenn ihr die zehn Lieder könnt, wenn ihr aus der Schule kommt, das wäre kein Fehler. Das gehört zu unserem Kulturgut. Das ist Basiswissen, dass Sie brauchen. Man muss nicht nur Vokabeln können, sondern auch ein paar Lieder kennen. Das ist weggebrochen. Wenn Sie meine Antworten auf die Fragen dahingehend durchlesen, dann bin ich der Meinung, dass von dieser Kommission etwas ausgehen sollte, was ganz im Zeitgeist ist. „Deutschland sucht den Superstar“ ist gar nicht so dumm. Das ist vor zwei Jahren eingeschlagen wie eine Bombe, weil die Leute gemerkt haben, es hat was mit einem selber zu tun. Singen ist bei Jugendlichen eigentlich gar nicht so ‚out‘. Nicht unbedingt das, was wir gut finden, aber singen tun sie. Mir fällt ganz stark auf, dass das Singen in der Grundschule unterbleibt. 80 Prozent des Musikunterrichts in der Grundschule im Raum Braunschweig werden fachfremd unterrichtet. Nur 20 Prozent können überhaupt von Musiklehrern abgedeckt

werden. Viele tun es einfach nicht, weil sie sagen, ich kann nicht singen. Ich würde mir wünschen, Singen als einen normalen Lebensalltagsvollzug, als beginnende Kulturtechnik einzuführen. Bis acht Jahre haben Sie bei Kindern auch keine Vermittlungsprobleme. Und wer singt, der wird auch für andere Kulturtechniken offen sein. Das ist keine Technik, die das Kind erlernen muss, es muss nur gemacht werden. Eine Volkskrankheit also ja, aber es ist therapierbar. Zur Frage von Frau Boldt (SV) nach Intensität und Vielfalt. Ich glaube, dass die Vermittlung von Kulturtechniken unendlich viel mit Vorbildern zu tun hat. Wenn Sie Pädagogen haben, die ein Vorbild für Jugendliche darstellen, dann wird die Kulturtechnik, die dieser Pädagoge vorgibt, angenommen werden. Wenn ich mit meinen jungen Leuten Bach singe, finden die Bach ‚geil‘. Keiner hat das vorher gekannt, aber die finden das toll, weil sie vielleicht die Art, wie ich das mache, gut finden. So wird es in anderen Bereichen genau das gleiche geben. Deswegen würde ich mich sehr freuen, wenn unsere Gesellschaft dahin gehen würde, dass man sich auch mal wieder traut, dass ein Pädagoge ein Vorbild ist. Dann können Sie auch Kulturtechniken weitergeben.

Eske Nannen (Geschäftsführerin der Kunsthalle in Emden): Ich glaube, dass es schon ganz wichtig ist, Kinder mit Vielerlei bekannt zu machen und zwar sehr früh. Wir fangen in Emden in unserer Kunstschule bereits mit Zweieinhalbjährigen an. Es wird immer von Schule geredet. Natürlich ist das auch wichtig, was dort geboten wird, aber man muss Kindern natürlich auch die Möglichkeit geben, mit diesen verschiedenen Künsten vertraut zu werden, sei es Tanz, Theater, Musik oder eben Kunst. Ich habe mir diesen Satz dick aufgeschrieben: „Fach Kultur in den Schulen“. Dr. Scheytt (SV), ich finde, das ist ein toller Vorschlag. Man müsste dem natürlich mehr Raum lassen, das ist klar. Das wollen wir ja alle, deswegen sitzen wir hier, aber ich plädiere dafür, dass man sehr frühzeitig damit anfängt, bereits in den Kindergärten.

Bernhard Serexhe (Leiter Museumskommunikation des Zentrum für Kunst und Medientechnologie Karlsruhe ZKM): Ich möchte erst eine Frage beantworten, die Herr Sonanini heute Morgen listigerweise nicht beantwortet hat, nämlich die Frage nach dem Kulturbegriff. Man kann einen Kulturbeutel haben, damit ist man aber noch lange kein reinlicher Mensch. Kultur kann man nicht

haben, sondern tun. Damit sind wir in der Sache. Wir haben in Deutschland fantastische Ausstellungen und Museen, wir haben unglaublich viele Events, Festivals usw. und ich prognostiziere und diagnostiziere trotzdem ein Abnehmen an Intensität. Eine Frage ging in Richtung Intensität. Ich beziehe mich im Moment auf meine Erfahrung als Leiter der Museumskommunikation im ZKM Karlsruhe, einer Institution, die nicht nur im Bereich der gegenwartsbezogenen Ausstellungen aktiv, sondern auch im Bereich der Forschung international aktiv und vernetzt ist. Wir haben etwa 15.000 m² Ausstellungsfläche. Wir machen im Jahr vier bis sechs sehr große Ausstellungen, zusätzlich zehn bis 15 kleinere Ausstellungen, insbesondere thematische Ausstellungen, und wir machen folgende Feststellung: Bei ca. 2500 Museumsführungen in elf Sprachen, bei ca. 3000 Schulen, die uns besuchen, stellen wir fest, dass die Schulen nicht primär kommen, um explizit von der Thematik der Ausstellung zu profitieren, sondern dass sie aus organisatorischen Gründen an den Tagen kommen, wo eigentlich Fun, Event und Freizeit angesagt ist, nämlich an den Wandertagen. Unser Angebot ist sehr breit gefasst, es ist nicht ein spezielles Kunstangebot, sondern ein Angebot, welches sich im Hinblick auf die Schulen auf alle möglichen Fächer, Fachbereiche, Fachkombinationen beziehen könnte. Wir sprechen viel mit Lehrern, machen Fortbildungen, haben direkte Kontakte in die Ministerien, in die Schulämter und bekommen als Antwort seitens der Pädagogen bzw. Lehrer Folgendes: Der knappe Zeitrhythmus, der 45-Minutentakt innerhalb des Schulfaches Kunst oder Musik o. ä. erlaubt es uns nicht, die Angebote wahrzunehmen, die bspw. in Karlsruhe gegeben sind. Wir werfen Perlen vor die Säue und stellen fest, die Besucher kommen und wollen etwas erleben, haben aber nicht die Möglichkeit, das intensiv auszuschöpfen, was wir zu bieten haben. Das bedauern wir sehr. Wie steuern wir gegen? Wir steuern gegen mit Lehrerfortbildungen, mit Seminaren usw., in denen wir ganz konkret Erzieher, Lehrer usw. einladen. Auch da stellen wir fest, dass seitens der Institutionen bzw. der Oberschulämter die Mittel extrem begrenzt sind. Ich will, um das abzuschließen, eine Erfahrung mitteilen, die ich einem deutschen Bundesland als Mitglied der Kunst- und Medienkommission gemacht habe. Da ging es um Folgendes: Es wurden sog. Multiplikatoren gebraucht für Multimedia. Das ist ein ganz tolles Schlagwort, mit dem man vor einigen Jahren ganz viel machen konnte. Die Kommission, die zusammengetreten war, sollte sich überlegen, wie bringen wir die ‚tollen‘ neuen Technologien in die

Schule hinein. In dem Zusammenhang ging es um 50 Millionen DM. Die Kulturministerin dieses Bundeslandes wandte sich an ihren Sachbearbeiter und bat ihn um die Durchrechnung eines Modells bei einer Wochenstunde. Seitdem haben die achten Klassen in diesem Bundesland pro Woche nur noch eine Stunde Kunstunterricht, weil die andere Stunde dazu gedient hat, die 50 Millionen DM herbeizuschaffen, um die Ausbildung der Multiplikatoren zu finanzieren. Die Ausbildung der Multiplikatoren wurde gemacht von Hewlett Packard und IBM. Das verteidigt effektive Umverteilung öffentlicher Mittel in private Kassen. Und wer hat es finanziert? Die achten Klassen, die Schüler haben es finanziert, und dabei ist nicht sehr viel herausgekommen. Ich merke das bewusst so kritisch an, denn wenn wir über Kultur und Schule sprechen, müssen wir Politik und Wirtschaft grundsätzlich mit einbeziehen. Da liegt der ‚Hase im Pfeffer‘.

Gregor Seyffert (Tänzer, Künstlerischer Leiter der Staatlichen Ballettschule Berlin und der Gregor Seyffert Compagnie Dessau/Anhaltisches Theater; Vizepräsident des Nationalen Komitees des Conseil International de la Danse-UNESCO): Wir haben in der Sparte Tanz grundsätzlich das Problem – das schlägt sich auch nieder in der Bildung und der Erziehung von Heranwachsenden, die sich ambitioniert im professionellen Bereich mit Tanz beschäftigen -, dass der soziale Stand des Tänzers, des Tanzpädagogen nicht so ist, wie er eigentlich in unserer heutigen Gesellschaft sein sollte. Der Tänzer und auch der Tanzberuf an staatlichen Theatern ist immer das fünfte Rad am Wagen. Tanzsparten werden als erstes geschlossen, obwohl sie eigentlich am effizientesten arbeiten, weil Tänzer am wenigsten Geld verdienen und relativ früh ihre Karriere beenden müssen. Das ist noch ein ganz anderes Thema, wie es mit der Altersabsicherung aussieht. Das schlägt natürlich immer wieder auf die Berufsausbildung durch. Seit drei Jahren bin ich jetzt an einer staatlichen Ballettschule als Künstlerischer Leiter, und das sind die Probleme, mit denen wir zu kämpfen haben. Die Eltern entscheiden für ihre Kinder, und wenn die gesellschaftliche Akzeptanz gegenüber diesem Berufsbild nicht ausgeprägt ist, haben wir Probleme. Zu der Frage, die vorhin noch angesprochen wurde. Wir sind ständig in Gesprächen mit Laien und professionellen Vertretern. Ich finde, es sollte unbedingt eine Forderung an die Politik sein, im Vorschulalter sich mit Tanz zu beschäftigen, denn es ist wissenschaftlich nachgewiesen, dass junge Menschen, die sich mit Musik und

Bewegung beschäftigen und sich koordinative Fähigkeiten aneignen, wesentlich besser lernen können. Das sei auch mal im Hinblick auf das ‚Pisadebaker‘ erwähnt. Was die Spezialisierung anbelangt, da muss man natürlich sagen, dass der Tanz als non-verbales Kommunikationsmittel in der Kunst von Vorteil ist, weil er viele Künste in sich vereint, sowohl die Musik als auch die Bewegung wie letztendlich auch die Dramatik, die Darstellung. Deswegen ist es auch ein so besonderer Beruf. Unser Anliegen ist, den sozialen Stand des Berufstänzers auch gegenüber der Politik zu stärken. Es geht bis hin zu den Berufsabschlüssen, die nicht geklärt sind. Der Beruf des Tänzers zählt als Studienberuf. Es gibt staatlich subventionierte Schulen, die diesen Abschluss als Studienberuf nicht anbieten. Das ist dann ein Berufsfachschulabschluss. Wenn Sie ihre Tanzkarriere beenden, gelten diese als ungelernt. In keinem anderen Bereich von Schule und Bildung wäre es denkbar, Pädagogen, die keine Ausbildung haben, mit jungen Menschen in einen Raum zu stecken. Bei uns kann sich jeder Ballettpädagoge nennen, dieser Beruf ist nicht geschützt.

Die Vorsitzende: Vielen Dank für diese Hinweise, die auch an anderer Stelle durchaus in unsere Arbeit einfließen. Es geht in unserer Kommission auch um die Frage der Aus-, Fort- und Weiterbildung von Künstlern. In dem Zusammenhang haben wir ebenfalls schon über die schwierige Situation des Tanzes gesprochen.

Brigitte Dethier (Intendantin und Regisseurin des Jungen Ensemble Stuttgart): Zu der Frage von Dr. Scheytt (SV), die Künste mehr in die Schule einzubeziehen, ich glaube, da kann ich mich allen Vorrednern anschließen. So früh wie möglich und so breit wie möglich, damit sich dann später auch eine Qualifizierung herausstellen kann. Fach Kultur in Schulen: Ich will mal noch ein bisschen weitergreifen. Für mich stinkt der Fisch ganz oft vom Kopf her, weil ich mich frage, welche Bedeutung Kultur in unserem Land hat. Nach den ersten Ergebnissen der Pisastudie z.B. war ganz klar zu erkennen, für Theater- wie Museumsbesuche war erstmal keine Zeit mehr. Jetzt müssen wir erstmal ordentlich schreiben und rechnen lernen und können nicht den Unterricht für einen kulturellen Besuch ausfallen lassen. Da frage ich mich, in welchem Land leben wir, dass wir uns nicht auf das besinnen, was unsere Stärke ist? Auf unsere Geschichte, auf unsere kulturellen Wurzeln, die wir im Vergleich zu vielen anderen

Ländern sehr ausgeprägt haben. Da bin ich eigentlich stolz, woher ich komme. Diese Entwicklung hat sich jetzt wieder durch die Umstrukturierung von Lehrplänen geändert. Auch dadurch, dass wir bald Ganztagesangebote machen müssen, die gefüllt werden müssen. Das scheint mir nun aber auch teilweise seltsam. Da stehen wunderbare Werte drin, die man jetzt vermitteln soll, z.B. ‚Möglichkeit des szenischen Verfahrens im Unterricht‘ oder ‚Präsentationsfähigkeit stärken‘, ‚die soziale, persönliche und ästhetische Kompetenz im Unterricht stärken‘. Jetzt sitzen die Lehrer da und sollen das plötzlich machen, ohne dass ihnen aber vermittelt wurde, wie sie es machen sollen. D.h. ich bin zwar schon mal dankbar über diese Worte, die jetzt in den Lehrplänen drin stehen, jetzt muss man sich aber auch darum kümmern, und da möchte ich eben nicht Lehrerschelte betreiben, wie wir das gemeinsam machen können. Natürlich müssen die kulturellen Institutionen sich denen gegenüber öffnen. Ich denke, das wollen wir auch alle, weil wir wissen, dass wir für den Nachwuchs da sind. Gerade für mich, die ich seit 20 Jahren im Kinder- und Jugendbereich arbeite, ist das ein besonderes Anliegen, aber ich weiß, dass auch andere Kollegen, die in kulturellen Betrieben arbeiten, ein ernsthaftes Interesse daran haben. Wir müssen uns verbünden, aber auch gucken - ich finde, das ist eine Staatsaufgabe -, dass es nicht so endet, dass nachmittags die Musikschule oder die Theaterpädagogen in die Schule kommen und die Eltern, die es zahlen können, zahlen es ihren Kindern, sondern wir müssen uns überlegen, wie wir das als Staatsaufgabe gemeinsam unterstützen können. Ich finde zudem, dass es in die Ausbildung von Erzieherinnen und Lehrern mit hineingehört, dass es diese Künste gibt. Ich war sechs Jahre lang Leiterin der Sparte Kinder- und Jugendtheater am Nationaltheater Mannheim und ich bin ein Mal im Semester zu den zukünftigen Deutschlehrern hingegangen und habe denen erzählt, dass es das überhaupt in der Stadt gibt. Es wird kein Wert darauf gelegt und zwar von oben herunter nicht. Und wenn es von oben herunter nicht gedacht wird, hat es keine Chance. Dann haben wir Lehrer in den Vorstellungen, die sms schreiben, schlafen und mit dem Motto da rein gehen "Jetzt haben wir Freizeit". Wenn nicht von oben die Wertigkeit gesetzt wird, dass das unsere Wurzeln sind und man da manchmal viel ganzheitlicher lernen kann, als wir sonst lernen. Die andere Frage war, wie wir mit den Kürzungen umgehen. Ich bin seit sechs Jahren auch Kuratorin des Zentrums für Kinder- und Jugendtheater der Bundesrepublik Deutschland und eigentlich seit

fünf Jahren damit beschäftigt, in jeder Kuratoriumssitzung Wirtschaftspläne durchzugehen, weil wir ständig von Kürzungen betroffen sind. Wir haben mit diesem Zentrum einen Ort, der seinesgleichen sucht. In Europa und weltweit. Deswegen sind wir eine sehr starke Organisation. Ich sehe eine bedenkliche Entwicklung in der Finanzierung. Immer mehr wird sich aus der institutionellen Finanzierung herausgeschlichen und Projektförderung betrieben. Papier ist geduldig. Jeder kann da ganz tolle Sachen erfinden, innovative Projekte kreieren, die dann auch drei Monate gemacht werden. Und dann? Dann haben wir kurz eine Spritze gesetzt, aber keine langfristige Arbeit gemacht. Innovative Projekte sind gut, Kunst muss sich bewegen, aber es gibt auch viele Dinge, die Kontinuität brauchen. Auch wir in der Kunst brauchen Planungssicherheit und können uns nicht von einem halben Jahr ins nächste halbe Jahr hangeln. Das ist mir sehr wichtig. Ich freue mich daher über ihren Fragenkatalog, denn es macht mir Hoffnung, wenn von einer Enquete-Kommission noch solche Fragen gestellt werden. Andererseits werden wieder gleichzeitig zehn Prozent im KJP des Bundes gekürzt. Da frage ich mich, wie geht das zusammen, und da bin ich richtig böse.

Die Vorsitzende: Ich eröffne die nächste Fragerunde.

Prof. Dr. Dr. Thomas Sternberg (SV): Ich möchte noch mal nachsetzen bei der Frage der Ausbildung. Ich habe letzte Woche gerade eine Kulturstatistik gelesen, da wurde das Thema Zahlungen für Theater eingeleitet mit dem Satz, was der Staat für die „Kulturfans“ ausgibt. Wenn wir nun so weit sind, dass es nur noch als ein Gruppeninteresse wahrgenommen wird, sind wir auf einer schiefen Ebene. Ich kann das nur unterstreichen, was Frau Dethier sagte. Meine Frage geht jetzt aber stärker in den Bereich der Erbeaneignung und des Singens. Herr Münden, wir haben vor Kurzem mit einer kleineren Delegation der Enquete-Kommission eine Reise in die USA gemacht und gemerkt, wie wichtig die deutsche Musik und ihre Tradition als ein Selbstverständnis deutscher Kultur ist. Damit könnte man sehr viel mehr werben. Diese Frage der Erbeaneignung erwähnen Sie in Ihrem Papier kurz, dass das u.a. in den Kirchenchören und den kirchlichen Musikgruppen geschieht. Da hätte ich gerne konkreter gewusst, wie das stattfindet. Wie man auch Gruppen an dieses Erbe heranführen kann, die sonst keinen Zugang dazu

haben. In dem Zusammenhang auch folgende Frage: Sie sagen, dass die Ausbildung der Kirchenmusiker besser auf das Singen vorbereite als die Ausbildung der Musiklehrer. Wie meinen Sie das? Kann man daraus Konsequenzen für die Musiklehrerausbildung ziehen? Letzte Frage, wie kann man Erzieher und Lehrer besser mit den Künsten vertraut machen? Mich erinnert das an den Lehrer der früheren Präparanden der 1920-er Jahre, wo noch der Lehrer bei der Ausbildung seine Geige mitbringen musste und bestimmte Lieder auf der Geige begleiten können musste. Wie könnte eine Ausbildungsveränderung aussehen?

Die Vorsitzende: Ich möchte in Ergänzung zu der Frage von Prof. Dr. Dr. Sternberg (SV) zwei Fragen stellen. Die Kunsthalle in Emden kooperiert ja viel mit den Schulen vor Ort, Frau Nannen. Sie hatten das in Ihrer Stellungnahme eindrucksvoll dargestellt. In diesem Zusammenhang veranstalten Sie selbst Fortbildungen. Welche Erfahrungen haben Sie bei diesen Kooperationen gemacht? Wo gibt es Hindernisse aus Sicht der Schulen? Man hört oft, dass es vom persönlichen Engagement des Lehrers abhängt, ob diese Kooperationen funktionieren. Wir haben gerade von Herrn Serexhe gehört, dass ggf. auch der Schulalltag selbst, und sei es nur die Beschränkung auf eine 45-minütige Unterrichtsstunde, das Problem ist. Wie sind da ihre Erfahrungen? Herr Serexhe, Sie haben in Ihrer Stellungnahme interessante Ausführungen gemacht zum Thema "Kulturelle Bildung im Internet". Darin fordern Sie die Politik auf, das Thema dringend auf die Agenda zu setzen. Was kann die Politik hier konkret Ihrer Meinung nach tun? Was sind Ihre konkreten Anforderungen an uns? Ist die Schule der Ort, wo der Umgang mit dem Internet erlernt werden sollte oder beginnt man früher und wenn ja, wo?

Abg. Günter Nooke (CDU/CSU): Ich möchte bei Prof. Dr. Dr. Sternbergs Frage nochmal nachhaken. Es geht um die Ausbildung von Lehrern und Erziehern. Wenn wir die Stellungnahmen gelesen haben und nun versuchen, über Konzepte nachzudenken, ist meine Frage, was kann man machen, dass das Bewusstsein für Kultur bei Erziehern und Lehrern eher anfängt? Natürlich können wir alles in irgendwelche Lehrpläne schreiben. Aber was kann man denn selber tun? Warum kooperieren nicht an der Universität Leute? Warum müssen Sie, Frau Dethier,

Deutschlehrer einladen? Das sind abstruse Dinge. Damit muss sich der Bundestag wirklich befassen. Aber können Sie nochmal konkret sagen, wo die Potenziale vor Ort liegen? Es geht bei dem Thema meines Erachtens auch nicht immer nur ums Geld. Letzte Frage in dem Zusammenhang: Welche Rolle spielen eigentlich Eltern bei dem Ganzen? Das Thema muss man wirklich für die verschiedenen Sparten aufbereiten. Wo sind aus Ihrer speziellen Erfahrung Chancen und wo sind Probleme?

Brigitte Dethier: Ich denke, die Chance für eine Lehrer- und Erzieherausbildung ist, dass es mit in der Ausbildung verankert sein muss. Ich sehe eine große Chance in der Öffnung der einführenden Institutionen. Sei es, dass man das fest verankert in den Studien oder dass einmal im Semester jemand kommt, aber auch Hospitanzen oder praktische Besuche, z.B. mit einem Seminar in eine Theater- oder Tanzvorstellung oder ins Museum zu gehen, sind gute Möglichkeiten. Das in Bildungspläne reinzuschreiben würde meines Erachtens schon sehr helfen und ist nicht mit großen Kosten verbunden. Und man stößt sicher auf beiden Seiten auf offene Ohren.

Gregor Seyffert: Ich würde das gerne kurz ergänzen. Ich bin mit dem Gesagten absolut d'accord. Alle Institutionen, die sich mit Kunst und Kultur beschäftigen, sind für solche Dinge außerordentlich empfänglich, das kann ich wirklich aus meiner Erfahrung sagen. Leute, die sich mit Kunst beschäftigen, brauchen Kommunikation und haben meistens sehr offene Häuser, um ihre Angebote breit in die Öffentlichkeit zu bringen. Dennoch muss da aber sicherlich eine gewisse politische Bestimmtheit erfolgen, um das sozusagen per Anordnung in dieses System zu bringen.

Bernhard Serexhe: Ich kann das aus unserer Erfahrung nur unterstützen. Wenn es uns gelingt, Lehrer und Erzieher in unserer Institution konkret fortzubilden, das geschieht über 20 bis 30 Mal im Jahr, haben wir von dort eine sehr deutliche Rückmeldung, die uns natürlich auch zu Gute kommt. Wir sind daher sehr interessiert an dieser Art der Kooperation. Wir stellen aber auch fest, dass oftmals Institutionen bzw. Schulleiter, die das Ganze abzeichnen müssen, nicht in der Lage sind, den Wert dessen zu erkennen, und den Lehrer nicht in die Institution

rausschicken. Das sind Hemmnisse. Die Potenziale, die vor Ort vorhanden sind, werden zu wenig genutzt. Man muss Ausbildung und Fortbildung viel stärker mit den praktisch arbeitenden Institutionen vor Ort vernetzen. Ich bin überzeugt, dass diese Institutionen sehr offen sind. Zur Frage des Internets. Das ist ein sehr großer Komplex. Wenn Sie sich den Prospekt der Enquete-Kommission anschauen und einfach nur dort die Bilder anschauen, dann werden Sie dort die klassische Kultur finden, aber keinen einzigen Verweis auf die Kultur unserer Kinder und Jugendlichen. Das finde ich sehr bedauerlich. Das deutet evtl. darauf hin, dass hier ein ganz entscheidender Bereich der Auseinandersetzung unserer Kinder und Jugendlichen noch nicht intensiv genug wahrgenommen wird. Zur lebendigen Kultur gehört auch die Auseinandersetzung im Bereich der Spiele, bspw. der so verfeimten Computerspiele, die einfach eine aktuelle Realität sind, nicht ein Wunschgedanke. Das hat auch mit Kultur zu tun und nicht nur die heute Morgen genannten Namen Mozart Beethoven, Bach, Schiller usw. Ich möchte dafür plädieren, dass wir das ausweiten und die Praxis der Jugendlichen betrachten, die mittlerweile weniger vor dem Massenmedium Fernsehen hängen, was wir ja lange vermutet haben, und mehr vor dem privat genutzten Medium Computer und Internet. Tatsächlich befürworten wir es, dass sich die Schule damit auseinandersetzt. Wir können Lesen, Schreiben, Rechnen, aber uns fehlt eine ganz entscheidende Kompetenz, das ist die Medienkompetenz. Ich plädiere dafür, dass wir uns dafür stark machen, einen Bereich "Medienkompetenz" in den Lehrplan ab der ersten Klasse hineinzubekommen.

Eske Nannen: Ich breche eine Lanze für die Lehrer. Wir haben mit denen zumindest in Emden sehr gute Erfahrungen gemacht. Wenn wir Lehrerfortbildungen für neue Ausstellungen machen, kommen wenigstens 70, sehr oft mehr. Das ist schon sehr gut. Ich muss mich fragen, vielleicht haben die Lehrer, die nicht sensibel genug für Künste sind, selber als Kinder keine Kultur mitbekommen? Das ist ja die Generation. Ich hoffe, dass das durch Anreize und gute Beispiele geändert wird. Wir haben uns auch gleich bemüht, als es um Ganztagschulen ging, da mitzumachen. Uns ist das sehr wichtig und wir machen auch Projekte mit Schulklassen. Wir haben z.B. jetzt bei unserer sehr erfolgreichen Munch-Ausstellung (ich möchte die Zahl kurz nennen, in Emden, einer Stadt mit 50.000 Einwohnern, hatten wir 121.000 Besucher in dieser

Ausstellung) ein Projekt mit einer dritten Grundschulklasse von einem Dorf. Die haben sich so intensiv mit Munch beschäftigt, dass sie andere Schulklassen geführt haben. Dieses Projekt gibt es auch in München. Das ist ein wunderbarer Ansatz. Diese Kinder werden bestimmt nie die Kunst vergessen. Zu einer anderen Frage. Ich weiß, dass es viel leichter ist, Geld für Projekte zu bekommen als institutionelle Förderung. Deswegen bin ich sehr glücklich, dass wir die Förderung von Fantasie und Kreativität von Kindern und Jugendlichen mit in unsere Satzung aufgenommen haben. Das ist uns ein ganz wichtiges Anliegen und wir haben auch sehr viele Kooperationen, z.B. mit der Kinderuniversität Oldenburg, mit der internationalen Jugenduniversität Salzgitter, ich denke, da kann man eine ganze Menge machen. Aber ich habe auch den Eindruck, Bildende Kunst sei hier gar nicht so in Frage gestellt, sondern eher Musik etc., weil im Bereich Kunst schon sehr, sehr viel gemacht wird. Zu den Spielen: Wir haben ein Kunstreisespiel für Kinder entwickelt. Weil ich es auch wichtig finde, dass, wenn Eltern mit Kindern unterwegs sind, im Zug, im Flieger etc., die Kinder sich doch kreativ beschäftigen können. Man kann ihnen so etwas doch spielerisch mit auf den Weg geben. Etwas möchte ich Ihnen noch empfehlen. Ich habe hier dieses wunderbare Buch "Kinder zum Olymp". Ich hoffe, es kennen alle. Dr. Margarete Schweizer von der Kulturstiftung der Länder sitzt dort, sie hat es mit erarbeitet, eine Jugend-Bildungs-Kulturinitiative. Es wurde vorhin gesagt, es sei so wenig Material darüber vorhanden, dieses sind Praxisbeispiele, die Mut machen.

Gerd-Peter Münden: Zur Frage der Eltern. Die Eltern sind in Sachen Singen heute noch schlechter als die Kinder. Das ist genau diese Generation, die in den 1960-er, 1970-er Jahren zur Schule gegangen ist, da ist der Zug abgefahren, zumindest was eine direkte Beschäftigung damit angeht. Ich glaube nicht, dass wir die Eltern dazu bekommen, wieder mit ihren Kindern zu singen, wenn sie es nicht für sich selber als Kulturtechnik wahrgenommen haben. Das Schöne ist aber, dass das kein Versäumnis ist, das immer so bleiben muss, weil es jedes Jahr neue Kinder gibt. Sie haben gefragt, wie es damit aussieht, das kulturelle Erbe weiterzugeben in der kirchlichen Szene. Es gibt ein ganz breites Netz auf der geistlichen wie auf der weltlichen Ebene mit den Sängerbänden, wobei die Sängerbände durch die Bank ein großes Problem mit der Überalterung haben. Wo es auf der kirchlichen Seite kompetent gemacht wird, boomt es. Es gibt etliche

Kollegen, die haben das schönste aller Probleme, nämlich zu viele Kinder. Die wissen gar nicht mehr, wie sie das in der Arbeitszeit unterbringen sollen. D.h. die Erreichbarkeit der Kinder ist nach wie vor da. Sie haben mich gefragt, warum ich geschrieben habe, dass die Kirchenmusiker besser ausgebildet sind als die Schulmusiker. Wussten Sie, dass Grundschullehrer Erwachsenenchorleitung erhalten? Ich habe es nicht geglaubt, aber ich kenne keine einzige Ausbildungsstätte für Grundschullehrer, wo nicht das Dirigieren von Erwachsenenchören gelehrt wird. Singen mit Kindern kommt da gar nicht vor. Das kommt im Referendariat, wo man sagt, das geht schon irgendwie. Aber dass ein völliger Unterschied darin liegt, ob ich mit Kindergruppen Kindermusicals oder einen vierstimmigen Liedsatz mit Erwachsenen einstudiere, diese Problematik findet im Studium keinen Eingang. Das hat damit zu tun, dass die Professoren alle aus einer bestimmten Ausbildungsrichtung kommen, die wiederum vermittelt: „Wenn du dirigieren kannst, kannst du auch mit Kindern singen.“ Das stimmt aber nicht. Das ist ein entscheidender Fehler und das muss zwingend für die Studiengänge, die mit Primarstufe oder Sekundarstufe I zu tun haben, geändert werden. Dazu müssten aber jede Menge Professoren nachgeschult oder ausgetauscht werden. Das muss ich Ihnen leider ehrlich so sagen. Sie haben gefragt, was man konkret tun könnte. Das erste ist ein Bewusstseinswandel. In der Musikerziehung in der Schule heißt es, das Singen ist ein Teil der musikalischen Ausbildung. Ich finde, es müsste einen Wechsel geben. Singen ist für mich eine Basistechnik. Bei den Erzieherinnen ist es so, dass es sich zum großen Teil nur in der Weitergabe von Liedgut erschöpft, wenn überhaupt. Viele Erzieherinnen haben überhaupt keine musikalische Ausbildung. Als Vertreter des Gesetzgebers würde ich Sie dazu animieren, dass Sie da zumindest die Möglichkeit einer Zusatzqualifikation schaffen. Das muss ja gar nicht hochrangig sein. Aber es sollte in jedem Kindergarten, in dem vielleicht zwölf Erzieherinnen arbeiten, eine geben, die die Zusatzqualifikation Musik hat. Und dann muss die durch die Gruppen gehen und das machen, was ihre Kolleginnen nicht können oder vielleicht auch nicht möchten. Denn ein Kindergartenkind muss einmal am Tag singen, wenn es unsere Kulturtradition weiterführen will. Wir haben in den 1950-er, 1960-er, 1970-er Jahren eine ganz breite Chorkultur in Deutschland gehabt, die nicht von der sozialen Schichtung abhing. Gerade die Mittelschicht hat gesungen, hat Kultur wahrgenommen, ist ins Theater gegangen usw. Ich glaube, dass gerade das

Singen eine zentrale Fähigkeit ist, weil sie so leicht erlernbar ist und eine Öffnung zu anderen Kulturträgern bietet. Diese Schicht droht momentan wegzubrechen. Oder sie ist weggebrochen. Deswegen wäre meine ganz große Bitte an Sie, dass wir die Möglichkeit erhalten, die die "ganz normalen Mitbürger" dazu befähigt, wieder diesen Basiskontakt mit Musik herbeizuführen. Da ist ein ganz wichtiges Element genannt worden: Wenn Sie eine Musikschule in den Kindergarten gehen lassen und musikalische Früherziehung anbieten, werden das nur die Eltern wahrnehmen, die das sowieso schon wollen. Dieses ‚Outsourcen‘ von Basisprogrammen führt dazu, dass genau dieses Klientel von Eltern das noch tut. Wenn Sie aber mit einer ganzen Gruppe von Kindern hingehen und die Kinder sagen, Mama ich habe heute wieder Musik gemacht – die Kinder haben eine Gewalt über die Eltern, das können Sie, wenn Sie Kinder haben, sehr gut nachvollziehen -, wenn Ihr Kind das will, bekommt es das auch. Dieser Weg ist entscheidend. Wir müssen Gruppenangebote für Kinder schaffen und da heraus können sich Möglichkeiten entwickeln, das auch wohnortsnah etc. anzubieten. Für Erzieherinnen also diese Zusatzqualifikation Musik anbieten, die Grundschullehrer wirklich mit Singen ausbilden und nicht mit Erwachsenenchorleitung. Das müsste grundsätzlich geändert werden. Da gibt es aus meiner Sicht dann ein ganz großes Stühlerücken und ein ganz großes Leid, ich spreche von der Stadt Braunschweig mit 200.000 Einwohnern und sieben Gymnasien in der Innenstadt, da gibt es zwei Schulchöre à 15 Leute. In der Domsingschule singen 550 Leute. Da stimmt doch was nicht. Die Schulchöre werden nur in den Randstunden angeboten, wo die Kinder die Wahl haben, fahre ich jetzt früher nach Hause oder bleibe ich in der Schule. Am besten noch nach der Mittagspause. Da wären die doch bescheuert. Eine Schule mit drei Musiklehrern, die kein Orchester und keinen Schulchor hat und nicht alle paar Jahre mal Carmina Burana aufführt, die hat versagt. Da dürfen wir auch von unseren Kollegen was erwarten. Jede Schule braucht einen richtigen Schulchor. Das Problem liegt darin, dass die Lehrer nicht freigestellt werden, dass das immer als unwichtig vermittelt wird. Da leidet die Motivation. Fragen Sie mal einen Musiklehrer, ob der am Wochenende mit seiner Klasse in eine kulturelle Aufführung geht. Wenn die nicht in der direkten Schulzeit liegt, haben Sie schlechte Aussichten. Ich habe versucht, das Weihnachtsoratorium für Schulen zu öffnen. Ich hätte die Aufführung am Samstag machen können. Das musste ich absagen, weil am Samstag kein Lehrer mit seiner Schulklasse da reingegangen

wäre. Unter der Woche konnte ich nicht. Singen und Orchesterspielen gehört für mich zu unseren wesentlichen Kulturtechniken als Deutsche. Das ist für mich eine nationale Frage, sogar eine Frage der nationalen Ehre und Identität. Ich bin stolz darauf, dass das bei uns mal ging. Und es gibt ja immer noch Orte, wo es noch geht. Ich würde Sie als Arbeitgeber da wirklich bitten, tätig zu werden und zu sagen, das ist nicht übertrieben, dass man da auch ein gewisses Leistungsdenken anbringt. Geben Sie lieber zwei Stunden weniger Musikunterricht und machen Sie einen richtigen Schulchor für alle. Die neue Chance, die sich ergibt, sind die Ganztagschulen. Da bin ich gefragt worden, was das für uns heißt. Das ist aber für die freien Chor- oder Musikträger u. U. ein Todesurteil. Wenn die Kinder ab 16 Uhr erst aus der Schule kommen, können Sie keine Krabbelkantorei mehr um 15 Uhr machen. Wenn Sie aber alle Gruppen für Kinder zwischen 18-20 Uhr oder zwischen 16-18 Uhr anbieten wollen, sind die müde und Sie haben nicht genug Tage. D.h. eine Durchlässigkeit, z.B. wenn sich ein Kind kulturell engagiert, dann zu sagen, dieses Kind kann an dem Tag um drei Uhr gehen, weil es sich für den Chor der Kirchengemeinde XY engagiert, das müsste gehen. Wenn die Zeit noch dauert, bis Sie als Arbeitgeber so viel in der Schule verändern können, dann fände ich es wichtig zu schauen, was andersorts läuft. Dass nämlich Schulen, die keine Möglichkeit haben, qualifizierten Musikunterricht anzubieten, in diesem Fall fremde Leute holen. Ich kenne Kollegen, die gehen an die Grundschulen und machen dort Kantoren-Schulchor. Die haben 80 Kinder, die gerne singen. Diese Öffnung halte ich für ganz wichtig. Das müsste auch von oben legalisiert werden und nicht Sache des Direktors sein. Wichtiger fände ich, dass sich in der Schule etwas ändert.

Bernhard Serexhe: Ich möchte nur zwei kleine Punkte aufgreifen in Unterstützung dessen, was Herr Münden gesagt hat. Wir haben in Baden-Württemberg aktuell eine Situation, wo die Lehrerverbände aufgrund struktureller Veränderungen in der Schule, die nicht gut vermittelt worden sind seitens der Ministerien, sich weigern, noch eine einzige Stunde außerhalb ihres Deputats zu machen. Es ist doch klar, wir wissen alle, dass der Kunstunterricht außerhalb der Schule, z.B. in den Museen, bisher immer auch zusätzlich zur eigentlichen Unterrichtsstunde geleistet wurde. Das ist im Moment vorbei. Wir spüren das an der Basis in den Museen ganz stark. Wir haben einen massiven Rückgang im

Verhältnis zu den letzten Jahren an konkreten Unterrichtsbesuchen seitens der Schulen, insbesondere nachmittags. Das ist typisch, denn die Kollegen haben beschlossen, künftig nachmittags nichts mehr zu tun. Ich greife den Satz auf, der Fisch stinkt vom Kopfe her. Ich denke, da muss die Politik sehr vorsichtig sein, denn da geht Motivation verloren auf Kosten unserer Kinder, nicht auf Kosten der Lehrer. Ich bin überzeugt, dass sehr viele Vermittler im schulischen Bereich heute für viele aktuell laufende Dinge nicht mehr die Kompetenz haben. Lehrer - ich selbst bin auch mal Lehrer gewesen - haben nicht die Kulturtechniken gelernt, die heute in dieser Gesellschaft notwendig sind, um aktiv mitgestalten zu können. Deshalb befürworte ich, dass Sie sich sehr intensiv dafür einsetzen, dass die Lehrerausbildung nicht mit dem Referendariat aufhört, sondern dass es eine Verpflichtung gibt, in welcher Form auch immer - dass sich Lehrer lebenslang fortbilden und das nicht in das Belieben des Schulleiters gestellt ist, ob man da jemanden hinschickt.

Die Vorsitzende: In Ihren Beiträgen stecken viele Erwartungen, die an uns gerichtet sind, die wir z. T. gar nicht befriedigen werden können, weil wir in Deutschland das föderale System mit der Kulturhoheit der Länder haben, die insbesondere auch für die Aus-, Fort- und Weiterbildung der Lehrer zuständig sind. Ich weise nur insoweit darauf hin, dass wir zwar Handlungsempfehlungen geben können, diese aber meistens nicht in der wünschenswerten Breite vom Gesetzgeber umgesetzt werden können.

Abg. Ursula Sowa (BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN): Ich habe eine sehr allgemeine Frage an alle Experten. Mich würde interessieren, wenn Sie die letzten fünf bis zehn Jahre nehmen und auch eine Perspektive für die nächsten Jahre ziehen, wohin geht der Trend? Was haben Sie schon Positives erlebt? Was meinen Sie, kann man außerdem weiterbefördern? Im Moment habe ich das Gefühl, es ist eher eine Depression.

Helga Boldt (SV): Wir sind ja wieder hineingerutscht in eine Diskussion, die zwar eigentlich "Kulturelle Bildung" heißt, sich aber nur um Schule dreht und ein bisschen diesem Bild folgt, man müsste nur noch mehr ‚trichterförmig‘ in die Schule ‚hineinstopfen‘, umso mehr kulturelle Bildung käme dabei heraus. Ich

versuche mal, die Fragestellung wieder etwas zu weiten in Richtung lebenslanger kultureller Bildung. Ich habe den Eindruck, dass wir manchmal - ich sehe mal zu meinem Kollegen Prof. Dr. Sternberg (SV) herüber - auf einem anderen Stern leben. In der Stadt, aus der wir kommen, in Münster, gibt es hundert Chöre. Ich kenne keine Grundschule, in der nicht gesungen wird, in der gerade die großen Schulen jedes Jahr mit großen Produktionen unterschiedlichster Art von sich hören lassen. Im Übrigen in einer bemerkenswerten Qualität. Aus meiner Wahrnehmung kann ich Ihre genannten Eindrücke nicht bestätigen. Es geht uns schon darum, eine Grundlage zu finden, auf der gestützt wir dann Forderungen als Empfehlungen für den Bundestag formulieren können. Ein Schlüsselpunkt scheint mir zu sein - da ist der Bundestag zwar nicht kompetent, aber die Enquete-Kommission könnte hilfreich sein -, intensiver nachzudenken über die grundständige Ausbildung der Frühpädagogik. Vielleicht könnte man darüber noch etwas genauer reden. Da ist man natürlich beim Geld. Sobald wir anfangen, über eine qualifizierte und auch eine universitäre Ausbildung nachzudenken, ist man beim Gehaltsgefüge der Erzieherinnen bundesweit. Das ist schon eine spannende Frage. Ich würde dazu gerne gleich etwas von Seiten der Experten hören. In die gleiche Richtung geht die Frage nach der Ausbildung von Spätpädagogen. Wenn wir von diesem Begriff lebenslanger kultureller Bildung ausgehen, müssen wir nicht Schluss machen mit dem letzten Schultag, sondern bei manchen vielleicht erst mit dem 60. Lebensjahr beginnen. Meine Frage an Sie, welche Erfahrungen haben Sie mit dem Bereich der kulturellen Spätförderungen?

Prof. Dr. Wolfgang Schneider (SV): Ich habe eine Frage an Frau Nannen. Wir haben in unserer Kommission auch den Aspekt der interkulturellen Bildung diskutiert. Mich würde interessieren, was Sie da für Erfahrungen haben. Da müssten doch eigentlich viel mehr Akzente gesetzt werden, wenn man bedenkt, wie viele Kulturen mittlerweile in Deutschland zusammenkommen. Und da sind sicherlich die Museen gefordert, das auch zu ihrem Thema zu machen. Frau Dethier, wir reden immer über Spezialisierung. Das ist vielleicht auch gut, weil oft nicht berücksichtigt wird, dass Kinder ein Recht auf Kunst und Kultur haben. Wir haben eine relativ reichhaltige Theaterlandschaft in Deutschland – muss das alles so spezialisiert sein, dass man eine eigene Kinder- und Jugendlandschaft hat oder könnte man sich nicht auch vorstellen, dass man die Stadt- und Staatstheater, die

keine eigene Sparte haben, auch stärker mit einbezogen, sodass diese auch am Jahresende nachweisen müssen, was sie für Kinder und Jugendliche über das Weihnachtsmärchen hinaus angeboten haben?

Gerd-Peter Münden: Sie haben nach dem Trend gefragt. Ich glaube, dass der Trend zum Selbermachen geht. Ich finde den Trend überhaupt nicht depressiv, zumindest für den Bereich der praktischen Musik. Ich denke, wir sollten stark nach dem sozialen Setting schauen. Ich glaube, dass das Vorbild von Sister Act II o.ä. durchaus möglich ist. Es gibt viel Musik, die sie ohne große Vorkenntnisse machen, weil sie sie hören. Das wird bei vielen Kindern und Jugendlichen unterschiedlich sein. Wir werden nicht einen Musikstil finden, der überall passt. In sozialen Brennpunkten können Sie andere Dinge machen als am Gymnasium mit bürgerlichem Klientel, aber ich finde beides wichtig. Deswegen ist von Reinhard May "Ein Stück Musik von Hand gemacht" genau das, was im Trend liegt. Sie haben vollkommen Recht, wenn Sie sagen, dass nicht alles an der Schule hängen bleiben darf. Dass in der Schule Grundlagen gelegt werden und dass dadurch die Kinder mit Musik in Kontakt kommen, die es im Elternhaus nicht täten, ist glaube ich unbestritten. Da gibt es aber echte Vermittlungsdefizite. Ich bitte daran zu denken, dass die freien Träger von Musik, gerade auch im kirchlichen Bereich, für den ich hier sitze, die Möglichkeit bekommen zu arbeiten. Es ist wichtig, dass die Durchlässigkeit der Ganztagschulen gewährleistet wird. Sonst ist das ein Todesurteil für die freien Träger. Für mich ist schon die Verkürzung auf zwölf Schuljahre bedenklich. Es fehlt mir genau der Jahrgang in der Jugendkantorei, der singen kann. Ist doch klar, die Männer, die älter als 18,19 sind, sind jetzt weg. Das ist aber nur ein Punkt. Kulturelle Durchlässigkeit muss sein. Wenn das ein Riegel ist mit 16 Uhr, dann wird die freie Kunst- und Musikszene in der Gefahr sein abzusterben. Weil Sie in den zwei Stunden mit toten Schülern gar nichts mehr machen können. Die sind fertig, wenn sie um 16 Uhr nach Hause kommen. Die müssen spielen. Sie sind ja hier fast alle Mitglieder des Bundestages. Ich bin manchmal so frei zu träumen. Wenn ich gerade nach Italien gehe: Da gibt es statt der Kirchensteuer eine Sozial- und Kultursteuer. Wenn Sie in der Kirche sind, zahlen Sie Kirchensteuer oder Sie zahlen für Soziales und Kultur. D. h. Sie sparen keine Steuern, wenn Sie sich nicht kulturell engagieren. Wenn eine Regierung das

Rückgrat hätte, das durchzuziehen, dann können Sie alle Ihre Träume verwirklichen.

Die Vorsitzende: Auch als Politiker hat man Träume, allerdings setzt sich diese Kommission nicht nur aus Politikern zusammen, sondern zur Hälfte sind es Mitglieder des Bundestages und die andere Hälfte sind externe Sachverständige. Aber wir träumen alle.

Eske Nannen: Ich denke, die Experten, die heute hier sind, träumen davon, dass einige unserer Ideen und unserer Wünsche durch Sie umgesetzt werden. Sonst wären einige vielleicht nicht gekommen. Kulturelle Bildung sollte man nicht immer nur auf Schulen zurückführen, haben Sie gesagt, Frau Boldt (SV). Ich habe am Anfang meines Statements gesagt, es müssen Kreativräume geschaffen werden. Mein Thema ist Bildende Kunst und Museen. Man kann das genauso gut auf Theater- und Konzerthäuser beziehen. Aber wenn ich mir vorstelle, wie Museen mit öffentlichen Geldern gebaut werden: Das letzte Beispiel ist für mich Leipzig. 6.000 qm hat dieses Haus, 3.500 qm Ausstellungsfläche, 2.500 qm Foyers und Innenhöfe usw. und auf die Frage nach dem Kreativraum lautet die Antwort: 0 qm. Ich meine, so etwas darf nicht sein. Die Pinakothek der Moderne ist ein anderes Beispiel. Die hat 12.000 qm, auch keine Kreativräume. Ich war sehr glücklich, als Prof. Baumstark mir von diesem Kreativhaus erzählte, das jetzt angekauft oder gemietet wird. Ich glaube, dass das ein ganz wichtiger Schritt ist, und das könnte man auch für Theater- und Konzerthäuser machen. Ich habe letztens in Wien die Karajanstiftung erlebt. Die arbeitet intensiv mit der Wiener Oper zusammen. Die Kinder führen dort kleine Opern auf, die werden durch Sänger animiert, in bestimmte Opern- und Theateraufführungen zu gehen. Das fand ich eine sehr gute Sache. Jetzt noch mal zu dem interkulturellen Aspekt. Ich habe hier eine Symposiums-Dokumentation. Wir haben zum Anlass des 20-jährigen Bestehens unserer Malschule, die mal ganz klein angefangen hat, ein internationales Symposium gehabt mit 18 Referenten aus acht europäischen Ländern. Ich denke, dass da sehr viel Wissen herübergekommen ist, genau wie wir heute morgen von Finnland erfahren haben. Das fand ich sehr gut und da werde ich mich um eine Kooperation bemühen. Genauso haben wir Kooperationen von Emden aus mit Breslau, Österreich, Holland und Frankreich. Das ist ja für die Kinder auch

interessant. Unsere Kinder sind in Breslau gewesen, haben dort eine Ausstellung gehabt. Die Breslauer Kinder sind in Emden gewesen und sie waren dann gemeinsam eingeladen, eine Ausstellung im Foyer des Auswärtigen Amtes zu machen. Dorthin kam Jolanta Kwasniewski, die Frau des polnischen Staatpräsidenten, und hat unsere Kinder nach Warschau eingeladen. Das ist eine wichtige Sache. Wir haben außerdem gerade ein Projekt von der Hertie-Stiftung bezahlt bekommen: „Migration in Emden“. Wir haben bei uns sehr viele Ausländer. Das Projekt richtet sich vor allem an russische Ausländer. Die Kinder werden eingeladen, in die Kunsthalle zu kommen und anschließend praktisch zu arbeiten. Wir hatten bei uns auch schon ein anderes Projekt. Es gibt ein Viertel bei uns, das heißt Barenburg. Da leben 70 Prozent Ausländer verschiedenster Nationalitäten, mit denen haben wir über ein halbes Jahr lang in Barenburg ein Theaterstück einstudiert. Da fing es aber an, als die Mädchen älter wurden, durften sie nicht mehr kommen. Das war ein Verbot von den Familien. Auch damit mussten wir uns auseinandersetzen. Es gibt noch eine Menge Beispiele, die ich hier nennen könnte.

Bernhard Serexhe: Abg. Ursula Sowa (BÜNDNIS 90/ DIE GRÜNEN) hat nach den Trends gefragt. Ich beobachte in den letzten zehn Jahren folgenden Trend, nämlich dass insbesondere im kommunalen Bereich Kultur immer stärker politisiert wird bzw. für politisches Marketing benutzt wird. Ich lebe zurzeit in einer Stadt, die möchte 2010 Kulturhauptstadt werden. Da sitzt der Heller sehr locker. Andererseits werden freie Kulturinitiativen und solche, die zur Szene gehören, immer stärker gekürzt, obwohl sie die Subventionen unbedingt benötigen. Ich halte diesen Trend für gefährlich. Die Kultur in Deutschland lebt nicht einzig von der Hochkultur, die an großen Institutionen, Museen, Theatern usw. vertreten wird. Sondern sie lebt ganz entscheidend, vielleicht noch stärker als von der Hochkultur, von den kulturellen Initiativen, von denen es Hunderttausende in Deutschland gibt. Dass es diese Initiativen gibt, gibt mir sehr viel Hoffnung, gleichzeitig möchte ich davor warnen, dass hier eine Verschiebung stattfindet, hin zu dem, was marketingmäßig stark ankommt (wie eine Bewerbung als Kulturhauptstadt oder ein großes Sportereignis) und wo die Kultur als Alibi dient. Oder so etwas wie der verkaufsoffene Sonntag, wo die Museen teilweise noch animiert werden mitzumachen. ‚Selber machen‘ war das Stichwort und genau darum geht es.

„Selber machen“ geht eben nur, wenn diese Initiativen nicht weiter gekürzt werden, sondern sie müssen Mittel bekommen, um zu überleben. Damit hängt entscheidend interkulturelle Bildung zusammen. Wir haben zurzeit ein Aufkommen von Vereinen, auch in dem Bereich von Leuten, die jetzt nicht zu dem unseligen Begriff der „deutschen Leitkultur“ gehören. Sondern ich zitiere Karlsruhe. Dort gibt es mindestens zehn türkische Kulturvereine. Zu denen habe ich Kontakte, weil wir mal eine Istanbulausstellung hatten. Da passiert enorm viel. Die müssen ermutigt werden und dazu braucht es sowohl die Unterstützung der Politik als auch die Unterstützung durch finanzielle Mittel seitens der Kommunen. Stichpunkt Steuern oder Eintritte: Ich bin der Auffassung, dass die Bürger mit den Steuern schon den Eintritt ins Museum bezahlt haben. Und nicht extra noch mal bezahlen müssen. Ich bin überzeugt, dass, wenn wir die Museen öffnen würden, zumindest an einem Tag, sonntags oder samstags, dass wir dann die Zahl unserer Besucher verdoppeln würden. Dann können nämlich auch die Leute kommen, z.B. Familien, die es sich nicht leisten können, für vier Leute den Eintritt zu bezahlen. Da brauchen wir unbedingt ein Umdenken.

Eske Nannen: Man könnte ja z. B. anfangen, in den Museen freien Eintritt für Kinder und Jugendliche einzurichten. Wir haben bis zum 15. Lebensjahr freien Eintritt. Ich habe mich sehr gefreut, als mir Prof. Lehmann gesagt hat, dass in den Berliner Museen, die ihm unterstehen, neuerdings das gleiche gilt. Das ist ein wichtiger Schritt.

Gregor Seyffert: Der Trend der letzten zehn Jahre ist im Tanz sicherlich problematischer zu sehen als in den anderen Künsten. Ich konnte das aus den verschiedensten Blickwinkeln beobachten, sowohl als aktiver Tänzer wie als Ballettdirektor und Choreograf. Für alles, um das in den letzten Jahren gekämpft worden ist, konnte ich bislang keine konkreten Ergebnisse feststellen. Es geht da z. B. um den Einstieg ins zweite Berufsleben, es geht um die Anerkennung der Berufsabschlüsse, es geht um die Berufsabschlüsse der Pädagogen. In all diesen Punkten sind keine großen Maßnahmen erfolgt. Das ist die Situation, die ich als sehr bedenklich beurteilen würde, obwohl wir natürlich auch versuchen, nicht zu viele Negativschlagzeilen zu verbreiten, weil man sich dadurch schnell selbst in eine negative Ecke schiebt. Der Trend – das sieht man ganz exemplarisch in

Berlin – geht dahin, dass von politischer Seite Leuchttürme gebaut werden, dass Zentralisierung stattfindet. Damit stirbt ein Teil der kulturellen Vielfalt und dass künstlerische Konkurrenz stattfinden kann, die für die Künstler enorm wichtig ist, verhindert man dadurch. Ich weiß nicht, ob das gutgeht. Zu den Initiativen muss man sagen, unabhängig davon, ob Geld vorhanden ist oder nicht, dass es sie immer geben wird, weil einige herausragende Künstlerpersönlichkeiten sich um den Nachwuchs bemühen. Großes Beispiel ist Sir Simon Rattle, der unglaubliche soziokulturelle Projekte auf die Beine stellt. Man sieht daran, dass das geht. Aber das hängt dann an wenigen Ausnahmepersönlichkeiten. Von der Politik ist da eher wenig zu erwarten und hier ist ja jetzt kein Wunschbriefkasten, nehme ich mal an. Wie Sie das schon erwähnt haben, liegt vieles eben auch an uns selbst.

Brigitte Dethier: Zu der Frage nach dem Trend: Erst einmal will ich sagen, dass ich eigentlich kein deprimierendes Bild zeichnen will. Aber natürlich nehme ich die Chance, wenn ich heute hier sitzen darf, nicht zu sagen, wieviele Kindergruppen bei mir positiv funktionieren, da gibt's reichlich, sondern zu sagen, wo es nicht funktioniert, damit sie dann weiter was zu ‚knacken‘ haben, sonst ist ja mein Besuch hier sinnlos. Und ich sehe wirklich den Trend der letzten 5 bis 10 Jahre und das ist alles schon mal gesagt worden, aber auf den Punkt gebracht, was gibt es für Deputate für Lehrer, wie viel an Freiwilligenleistung kann noch erbracht werden? Wo sind sie verschnupft aus zum Teil auch berechtigten Gründen und tun es erstmal nicht, weil es dann weiter auf ihrem Rücken ausgetragen wird? Die Theater-AG-Arbeit in den Schulen hat nachgelassen. Es ist eine Freiwilligenleistung, und ich verknüpfe das jetzt mal mit der nächsten Frage von Prof. Dr. Schneider, ist es notwendig, eine Spezialisierung im Kinder- und Jugendtheater zu haben, oder kann man nicht auch die großen Häuser in der noch dichten Theaterlandschaft dieses Landes auch mit in die Verantwortung nehmen? Ich sehe es ein bisschen zweischneidig, weil ich natürlich, wie schon erwähnt, zur Zeit des Weihnachtsmärchens sehe, wie alle um den Kunden Kind kämpfen. Die großen Häuser brauchen das, um ihre Zuschauerstatistiken nach oben zu jubeln, damit sie an die 90-Prozent-Grenze kommen. Da hilft das Weihnachtsmärchen ganz gut mit. Ich würde einfach nur fordern, lasst uns darüber nachdenken, ob man etwas Ähnliches - ich war heute morgen nicht da, ich kenne aber Franco Sonaninis Arbeit – wie eine Fachstelle für Kultur im

Bildungsministerium einrichten kann. Wenn alle damit in Verantwortung genommen werden müssen, fände ich das ja schön, denn die Mission wäre ja, alle gehen viel in Theater, in Museen, in Tanzaufführungen, in Musikaufführungen. Wenn das Bedürfnis gesteigert werden würde, dann müssen wir uns ja gar nicht mehr um die Kundschaft streiten, weil wir kleinen Kinder- und Jugendtheater das dann nicht alles alleine leisten könnten. Aber ich möchte gerne, dass dann auf der anderen Seite auch einer sitzt, der das auch mit Wissen überprüft, weil Zahlen nicht alles sind. Das große Staatstheater erreicht mit einer Aufführung 840 Kinder. Dafür muss ich mit meinem kleinen Spielraum sechsmal spielen. Wo geht's einem wirklich um die kulturelle Kinder- und Jugendbildung und wo geht's um Marketing? Und da würde ich gern manchmal auf der anderen Seite auch Partner haben, die da ihren Finger mit drauf haben und das auch wirklich betrachten, wie ernsthaft es für jeden gemeint wäre. Deswegen fände ich das eine schöne Anregung, über so etwas nachzudenken, dass auf der politischen Seite auch wirklich einer mit Fachkompetenz sitzt und es mitbetrachtet und vielleicht sagt, da gibt es Zuschauerkontingente, weil es sich da lohnt hinzugehen, weil es da eine Theaterpädagogik, eine Tanzpädagogik, eine musikalische Ausbildung gibt, da gibt es Lehrerfortbildung für Bildende Künste und für Neue Medien. Aber bei vielen Fragen gilt: Papier ist geduldig. Und manch großer Intendant kann schreiben, was er sich alles erträumt. Das hat dann ein Dramaturg geschrieben und er hat damit gar nichts zu tun gehabt. Da würde ich eine Ernsthaftigkeit fordern, auch von der Politik, dass sie es mit überwacht.

Gerd-Peter Münden: Ein Punkt, den sie im Fragenkatalog aufgeschrieben haben, Frage u) "Freiwilliges soziales Jahr Kultur weiter ausbauen" (K.-Drs. 15/319a, S. 2), ist heute noch gar nicht angesprochen worden, da wollte ich Ihnen aus meiner Sicht gerne sagen, dass das ein ganz eminent wichtiger Punkt ist. Die Zivildienststellen sind in Kirchengemeinden oder in freien Einrichtungen flächendeckend weggefallen. Es ist ganz schwer, eine Zivildienststelle zu bekommen. In der Praxis versinken wir in organisatorischen Aufgaben und viele Kirchenmusikerkollegen gründen keine weitere Kinderchorgruppe, weil sie sagen: „Ich schaffe es nicht.“ Wir haben jetzt bei uns im Dom jemanden, der ein Freiwilliges Soziales Jahr macht und in der Kultur mitwirkt, und seitdem kann ich quasi drei bis vier neue Gruppen anbieten. Wenn Sie sich da ins Zeug legen, dass

das relativ leicht wird, einen Einstieg zu schaffen und damit junge Leute mit Kultur in direkte Verbindung zu bringen, das wäre für uns eine sehr große Hilfe, weil das die praktischen Musiker wieder zurück an die Musikfront bringen würde und sie von den Arbeiten entlastet, die sie daran hindert weiter nach außen zu wirken. Setzen Sie sich dafür ein, das wäre klasse.

Abg. Günter Nooke (CDU/CSU): Ich möchte zwei Themen ansprechen, bei dem Sachverstand, den wir hier zu kulturellen Bildung haben, und auch von Ihren ganz persönlichen Erfahrungen als Künstler und Verantwortliche profitieren. Die beiden Themen heißen Hochbegabtenförderung und Kultur in den Medien. Es hat ein bisschen etwas miteinander zu tun. Erstens: Wir haben bisher viel in der Breite geredet, aber trotzdem interessiert mich natürlich, wie durchlässig unser System ist, dann auch die wirklich großen Begabungen zu erkennen und mit denen so umzugehen, dass daraus vielleicht auch die wenigen Ausnahmepersönlichkeiten werden, die ja auch Öffentlichkeit und vielleicht sogar Geld in den Bereich zurückbringen. Simon Rattle ist hier genannt worden. Das sind Leute, die es ein Stück leichter machen, in dem Bereich zu arbeiten; deshalb möchte ich auch fragen: Wie wichtig sind Vorbilder und wie wichtig ist das, was in den Medien davon rüber kommt? Wir haben jetzt viel über das Singen geredet, da gibt es gerade einen französischen Film im Kino. Merkt man so etwas? Bei Boris Becker war es klar. Da wurde die Sponsorenzahl beim Tennis größer, dann haben alle Tennis gespielt. Jetzt ist Boxen irgendwie immer im Fernsehen. Bei der Kultur erkenne ich das nicht so richtig, dass das funktioniert. Warum ist die Platzierung von Kultur in den Medien eigentlich so schwierig? Es gibt natürlich, Herr Serexhe, ein paar Grenzen im Fernsehen, und trotzdem würde ich noch mal nach dem fragen, wo wir vielleicht auch in einer anderen Anhörung, in der es um Kultur in den Medien geht und die Intendanten der öffentlich-rechtlichen Medien hier sind, die Finger in die Wunde legen können, dass da etwas mehr passiert.

Gerd-Peter Münden: Wenn ich das öffentlich-rechtliche Kinderprogramm angucke, wird mir schlecht. Weil ich zum Beispiel auf dem Kinderkanal entdecke, dass vieles, vor allem im Jugendbereich, als eine quasi-Jugendkultur abgebildet wird. Ich vermisse bei denen, die dieses Programm machen, eine gewisse Vision dahinter. Ich erlebe ganz stark, dass das Kinderprogramm, wenn ich es denn mal

schaue, den jugendlichen Standard immer weiter nach vorne zieht. Schon mit zehn Jahren muss man unheimlich ‚jugendlich drauf‘ sein, am besten noch mit acht und mit sieben schon ganz und gar. Und es fehlen einfach Berichte über das, worüber wir jetzt gerade reden, dass den normalen Jugendlichen, die diesen Kontakt nicht haben, auch kulturelles Engagement positiv erscheinen lässt. Ich würde mir von einem nachmittäglichen Kinderprogramm wünschen, dass eine ‚knackig‘ gut gemachte Kindersendung über Leute berichtet, die tanzen. Dass eine gut gemachte Kindersendung über die Dinge berichtet, die bei Frau Nannen im Museum geschehen. Ich erwarte eigentlich vom öffentlich-rechtlichen Rundfunksystem, das gebührenfinanziert ist, dass da über das Spielen von Musikinstrumenten in einer Weise berichtet wird, die auch durchaus manipulativ sein darf, die nämlich Lust machen soll auf kulturelles Handeln. Und deswegen würde ich zu Ihrer Frage ganz klar ja sagen. Geben Sie den Leuten mit, dass sie doch eine erzieherische Funktion haben als Fernsehmacher und nicht nur eine aus dem Kulturkreis Amerika stammende Kultur abbilden sollen. Die haben unseren kulturellen Schatz gar nicht. Fragen sie einen amerikanischen Musiker nach unserer Breiten- und Musikkultur. Die kriegen feuchte Augen, wenn die an Deutschland denken. Und im jugendlichen Bereich adaptieren wir das total. Ich finde, ein Zwölfjähriger oder Zehnjähriger darf eine andere Kultur haben als ein Sechzehnjähriger. Das muss sich in den Medien widerspiegeln, indem gut gemachte Sendungen Lust auf das eigene Tun machen und nicht nur auf das Konsumieren. Das ist meine direkte Antwort.

Eske Nannen: Ich möchte dazu sagen, dass es dazu Leuten bedarf, die das vermitteln, die in die Medien und zu den Sendern gehen und sagen: „Wir vertreten die Musikschule oder die Ballettschule usw.“ Das ist ja heute alles so professionell, dass wir mit dem täglichen Geschäft fast keine Zeit haben, diese wichtigen Kontakte ständig zu pflegen. Und das gehört einfach dazu, wenn man eine Marketingabteilung hat, dann, denke ich, würde das anders aussehen, aber Sie können das ja nicht.

Gerd-Peter Münden: Das müssen die Sender leisten, wenn sie öffentlich-rechtlich finanziert sind, denn wir haben nicht die Kapazitäten, da anzufragen und eventuell noch den Büttel zu machen und sich ein: „Ist doch gar nicht interessant“,

einzuhandeln. Das interessiert nicht. Das kommt ja dann an Reaktionen. Ich kann Ihnen Beispiele nennen, wenn sie bei „Aspekte“ anrufen und sie haben ein Thema, das interessiert nicht, das ist nicht deren Klientel. Aber bei Kindern und Jugendlichen sollte das anders sein. Und deswegen wäre es wichtig, dass die Redaktionen suchten, was sie machen könnten.

Die Vorsitzende: Das geht uns auch so, wenn wir da anrufen. Wir werden eine Anhörung zum Thema „Die Rolle der Kultur in den Medien“ durchführen. Wir haben dort bewusst nur die öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten als Ansprechpartner gewählt, weil wir dort über die Rundfunkstaatsverträge eher eine Einflussmöglichkeit sehen.

Bernhard Serexhe: Das ist ein ganz wichtiges Thema. Ich denke, wir müssen eine öffentliche Diskussion haben, ob die öffentlichen Medien noch einen Kulturauftrag haben, oder ob sie sich dem ganz locker entziehen können, unter Verweis auf die Quote und unter Verweis auf die Praxis der privaten Massenmedien, die mittlerweile dominant geworden sind. Das verbindet sich auch mit der Frage nach der Hochbegabtenförderung. Die öffentlichen und die privat genutzten öffentlichen Massenmedien sind eigentlich die Plattform, auf der sich im kulturellen Bereich Hochbegabte darstellen können. Nicht im Sinne von „Deutschland sucht den Superstar“, sondern auf einer ganz anderen Ebene. Diese Plattform ist zu eng geworden. Wir erleben zur Zeit, beispielsweise mit dem SWR, dass ein zwölf Jahre lang laufendes Förderprogramm für junge Videokünstler, wir haben das den Internationalen Medien- und Videokunstpreis genannt, eingestampft wird mit Verweis auf die Quote. Es ist in der Tat leider auch so gewesen, dass diese sehr aktuellen, sehr junge-Szene-bezogenen originalen Werke von jungen Filmern und Filmerinnen abends und nachts, Sie wissen das, ich brauche es eigentlich nicht zu erzählen, um ein Uhr gelaufen sind. Immerhin sind sie gelaufen, aber ab nächstem Jahr laufen sie nicht mehr. Es wird nicht mit uns, den Kulturinstitutionen diskutiert, das wird einfach abgeschafft. Und der Verweis auf die Quote oder der Verweis auf die Haushalte usw., scheint eben in unseren Köpfen schon eine derartige Wertigkeit zu haben, dass wir das abnicken, dass wir sagen: „Naja, das ist halt so.“ Es gibt keinen Aufschrei, wenn es passiert.

Gregor Seyffert: Die Sparte Tanz beobachtet natürlich auch deutlich, dass gerade in den öffentlich-rechtlichen Sendern und Medien der Unterhaltungsauftrag einen wesentlich höheren Stellenwert hat als der bildungs- und kulturpolitische. Wenn man nach Tanzprojekten fragt, ist es immer extrem schwierig. Auf der anderen Seite ist es so, dass es in jüngster Zeit ein gutes Beispiel dafür gab, dass bestimmte Produkte auch mit einem gewissen Unterhaltungswert einfach gut gemacht sind, zum Beispiel der Film „Billy Elliot - I will dance“, dann haben solche Produkte eine unglaubliche Wirkung. Zum Beispiel in England gab es zu dieser Zeit eine ganz enorme Zahl von Anmeldungen von Jungen für die Ballettschule, mit Jungen ist es ja immer ein bisschen schwieriger als mit den Mädchen. Und da hat etwas aus dem Unterhaltungsbereich bewirkt, dass sich junge Menschen für diesen Beruf interessieren. Aber das, was man bei uns sehen kann, ist natürlich absolut nicht genug. Und wenn man junge Leute für den Tanz oder die Musik oder das Schauspiel begeistern will, muss man sich natürlich auch ein Stück weit auf ihre Sprache und auf ihre Sehgewohnheiten einlassen. Das passiert mir auch zu wenig. Dass zwar Erwachsene Programme für Kinder konzipieren, aber dabei zu sehr wie Erwachsene denken; viele Kinder kommen damit einfach nicht klar.

Brigitte Dethier: Zu der Frage der Hochbegabtenförderung, Das ist im Theater nicht so relevant. Weil es da mehr um die Ensemble-Leistung und das Zusammenspiel geht. Deswegen möchte ich mich dazu nicht äußern. Zu der Vorbildfunktion: Ich glaube, dass es noch immer Vorbilder geben muss, dass es Vorbilder gibt. Da haben wir es im Theater natürlich auch schwerer. Zum Teil machen wir es uns schwer. Denn in dieser Schnelllebigkeit der Zeit zu sagen: „Ich habe heute einen Intendantenposten in Neuss, aber das nächste Ziel ist, in Dortmund zu sein“, das stiftet wenig Identifikation. Ich glaube, da würden wir uns alle leichter tun, wenn wir uns auf einen Ort einließen und dort auch ein bisschen länger arbeiteten. Weil das dann im Theater auch funktioniert. Nur dass wir dieses Marketing nicht haben und auch nicht diese Öffentlichkeitsarbeit, aber die Identifikation über Schauspieler, ein Publikum, was kommt, weil es diesen oder jenen noch mal sehen will, in einer anderen Rolle, in einem anderen Charakter, das gibt es sehr wohl. Da brauchen wir nur Zeit dafür und die müssen wir uns nehmen, damit sich so ein Ensemble festigt und dann auch einen kleinen ‚Starcharacter‘ hat, der dann aber nicht so öffentlich herausgetragen wird. Was die

öffentlichen Medien betrifft: Ich möchte ja noch gar nicht vom Fernsehen reden, ich wäre ja schon froh, wenn die Presse auch fähige Menschen herausbringen würde. Als Kinder- und Jugendtheatermacherin muss ich sagen, dass wir gerade dort immer wieder die Hospitanzen erleben. Die sagen: „Beim Kinder- und Jugendtheater Lang, da geh du doch mal hin und schreib mal zwei Spalten.“ Davon ist dann noch eine herausgestrichen und dann kommt nur noch Unsinn dabei raus. Das ist frustrierend, wenn man zwei Inszenierungen im Jahr macht und auch mal gerne richtig rezensiert werden will. Da wird ein solcher Humbug getrieben, wo Kulturseiten immer mehr zusammenschrumpfen, wo Journalisten nicht mehr die Möglichkeit haben, eine Theateraufführung zu rezensieren und die Erlaubnis zu reisen kriegen, wenn es vielleicht mal in einer nicht so gut erreichbaren Stadt ist; eine Übernachtung wird auch nicht mehr bezahlt. Da verliert Theater auch erheblich an Stellenwert. Das deutsche Feuilleton wird immer ärmer. Und im Kinder- und Jugendtheater sind gerne die Hospitanzen, die die ersten Schreibübungen machen. Da habe ich nichts dagegen, aber dann soll auch mal wieder jemand eine handfeste Kritik schreiben.

Gerd-Peter Münden: Sie haben nach der Hochbegabtenförderung gefragt. Ich glaube, in der Musik läuft es gut. ‚Jugend musiziert‘ ist klasse, läuft wunderbar und sollte einfach so unverändert erhalten bleiben. Ich erlebe das ganz deutlich. In der Domsingschule haben wir mehrere Bundespreisträger in Schlagzeug, Geige und Klavier. Die werden entdeckt, der Wettbewerb motiviert ungeheuer zum Üben und es gibt dann auch die entsprechenden Spitzenleistungen, das ist prima und kann so bleiben.

Brigitte Dethier: Es fällt mir doch noch etwas ein. Da ich gesagt habe, dass es Hochbegabtenförderung bei uns nicht in dem Maße gäbe, was bei uns im Theaterbereich sehr wichtig ist, weil es eben eine Ensembleleistung ist. Es gibt Kinder- und Jugendtheatertreffen, es gibt z. B. auch das Deutsche Bundesjugendclubtreffen. Jugendclubs an Theatern, wo in Theatern Jugendclubarbeit gemacht wird; meistens sehr professionell angeleitet. Da gibt es z. B. auch jedes Jahr ein Treffen. Verschiedene Bühnen richten das aus. Sechs besondere Arbeiten werden ausgewählt und die Jugendlichen haben die Möglichkeit, fünf Tage am Ort zu sein. Was im Theater wichtig ist, ist die

Begegnung. Das heißt, die können in der Jugendherberge sein, die sehen ihre Arbeiten gegenseitig und können in Auswertungsgesprächen und in Fortbildungsworkshops sich dann auch weiter spezialisieren. Auch diese Institution ist von der Kürzung des Bundesjugendkulturplans betroffen, deswegen sage ich, nehmt die Finger davon weg. All diese Treffen sterben, wenn da weiter gekürzt wird. Das finde ich ganz besonders wichtig, dass junge Leute sich begegnen und die Möglichkeit haben, über ihre Arbeit zu reden und sich so weiter fortzubilden und weiter Austausch zu haben.

Die Vorsitzende: Wir haben ja im Laufe auch der schriftlichen Stellungnahmen schon, wie ich finde, außerordentlich überzeugende Forderungen an die Politik gehört, und seien es auch nur Wünsche. Herr Seyffert sagte, wir sind kein Wunschbriefkasten, aber sollten wir uns einmal als ein solcher gerieren, dann würde ich Sie bitten, uns in Ihrem Schlusssstatement einmal zu sagen - betrachten Sie uns einmal als gute Fee -, was Ihre drei Wünsche an uns wären.

Gerd-Peter Münden: Ich habe drei Wünsche. Der erste ist, dass Sie, als Enquete-Kommission das Thema Singen als nationalen Kulturschatz in Ihrem Schlusskommuniqué mit erwähnen und sozusagen weitergeben an die Kultusministerkonferenz. Die müssen sich dringend dieses Themas annehmen, vor allem des Themas des gemeinsamen Liedkanons. Es kann nicht sein, dass ein Lied der Beatles das einzige ist, was deutsche Kinder zusammen singen können. Das zweite ist, dass ich diese Frage nach dem Freiwilligen Sozialen Jahr Kultur extrem unterstützen möchte. Wenn das finanzierbar bleibt, weil das zum Beispiel aus kulturellen Mitteln teilfinanziert wird – im Moment ist es ja so, dass wir die gesamten Sozialabgaben tragen müssen, das können viele Kollegen, gerade in kleineren Städten nicht leisten, das können sich quasi nur die Dome leisten und die kleineren nicht. Wenn es da einen finanziell sehr überschaubaren Part des Staates gäbe, das kulturelle Jahr mit abzufedern, wäre das eine große Hilfe für die Breitenarbeit. Und das dritte ist eine Wiederaufnahme der Anregung, vielleicht ist die Zeit noch nicht reif, nach Italien zu schauen, ob die Frage des Zusammenhangs von Kirchensteuern und Sozial- und Kultursteuern wirklich ein Punkt ist, über den man nicht reden darf. Denn in dem Moment, indem das kulturelle und soziale Engagement der Kirchen ausgerechnet wird, ist

Kirchensteuer in vielerlei Hinsicht sowieso eine Sozial- und Kultursteuer. Wenn man sich aus diesem Verbund lösen kann, weil man einfach aus der Kirche austritt, finde ich, hat das ganze eine Schiefelage. Das bedarf allerdings eines ganz besonderen politischen Konsenses.

Die Vorsitzende: Dieses Thema haben wir übrigens auch schon diskutiert, unter anderem in Hamburg, wo uns in ähnlicher Art und Weise ein Anregung unterbreitet wurde. Ich denke, jedenfalls der eine Wunsch sollte Ihnen erfüllt werden. Lassen Sie sich von unserem Bericht und dem, was darin stehen wird, überraschen.

Eske Nannen: Ich möchte mich wiederholen zum Thema Kreativräume in öffentlichen Museen. Es gibt ja auch ein Gesetz „Kunst am Bau“. Ich denke das existiert noch, wenn auch vielleicht das Geld fehlt, ich weiß es nicht genau, aber so ein Gesetz würde ich mir wünschen, dass, wie gesagt, Kreativräume in öffentlichen Häusern entstehen müssen, woraus vielleicht kleine Kunstschulen entstehen können, wie das bei uns ist. Und eine ganz praktische Sache für Museen für Bildende Künste: Audioführungen für Kinder und Jugendliche. Wir in Emden waren das erste europäische Museum, das das eingeführt hat für Kinder von fünf bis zehn, mit dem Titel „Tante Hedi geht mit Susi ins Museum“, von einem Professor entworfen und von Schauspielern gesprochen. Wirklich sehr professionell, auch für Jugendliche. Und, auch das wurde schon gesagt, der Blick über die Grenzen. Ich glaube, wir sollten uns wirklich informieren, was in anderen Ländern passiert, und dort positive Beispiele aufnehmen und gerade im vereinten Europa Vernetzungen und Informationen austauschen. Das halte ich für ungeheuer wichtig.

Bernhard Serexhe: Ich habe drei Wünsche, mit denen ich mich wiederhole. Erstens, es sollte sehr großer Wert darauf gelegt werden, dass künftig nicht verstärkt die großen hochkulturellen Institutionen gefördert werden, sondern insbesondere der Verteilungsmaßstab, wenn man dieses Wort überhaupt aussprechen darf, so gestaltet wird, dass die Initiativen stärker als bisher mit berücksichtigt werden. Zweitens, um unmittelbar und konkret in die bestehenden Institutionen hineinzuwirken, würde ich es befürworten, darüber nachzudenken,

dass tatsächlich öffentliche Mittel dezidiert und nachweisbar auch für den kulturellen Vermittlungsauftrag eingesetzt werden. Das würde eine Stärkung der Vermittlungsinstanzen innerhalb der großen und auch kleinen und mittleren Kulturinstitutionen bedeuten. Drittens, ich weiß nicht, inwiefern Sie dazu Möglichkeiten haben, ich finde es absolut wichtig, dass wir auf breiter Basis eine Diskussion um die Frage des Kulturauftrages der öffentlich-rechtlichen Medien führen, und würde Sie darum bitten, das mit zu initiieren, damit das noch einmal auf den Tisch kommt und nicht einfach hinten herunterfällt.

Gregor Seyffert: Bei der Grundfrage der heutigen kulturellen Bildung in Deutschland komme ich, was den Tanz betrifft, immer wieder auf denselben Punkt, dass wir nur über kulturelle Bildung diskutieren können, wenn der Beruf als solcher und alles, was damit zusammenhängt, die entsprechende soziale Anerkennung in diesem Land hat. Mein Antwortkatalog auf Ihre Fragen war natürlich sehr umfangreich und ich bin jetzt natürlich hier nicht dazu gekommen, alle Punkte zu benennen. Aber der Abschluss des Tänzers, Absicherung des zweiten Berufsweges, berufsbedingte Zuwendungen, es wurde mal festgestellt, dass der Beruf des Bühnentänzers vergleichbar mit dem des Bergarbeiters ist. Und all diese Fragen, das ist kein Wunsch, das ist eher eine Forderung des Tanzes, dass wir in dieser Frage mit den politischen Entscheidungsträgern weiter im Gespräch bleiben. Der Katalog, was uns betrifft, ist wirklich so lang und teilweise so desaströs, das kann hier in diesem Rahmen noch nicht einmal ansatzweise zum Ergebnis führen. Das wäre meine Forderung, dass der Tanz mit der Politik weiter im Gespräch bleibt, um Schritt für Schritt diese sozialen Probleme zu lösen. Dann haben wir auch eine größere Chance, mehr junge Leute für den Tanz zu begeistern und diese Bildungsfragen entsprechend auch professionell anzugehen.

Brigitte Dethier: Erstens: Kultur ist nicht das, was wir uns leisten, sondern das, was uns ausmacht. Wenn sich das in den Köpfen festsetzen könnte, wäre ich froh, auch wieder von oben herunter, und deswegen noch einmal die Forderung nach einer Fachstelle Kultur in den Ministerien und eventuell die Subventionierung von kulturellen Besuchen. Hände weg vom Bundesjugendkulturplan und die Rücknahme der letzten zehnpromzentigen Kürzung und als dritten Wunsch an die

gute Fee: Kein weiterer Rückzug aus der institutionellen Förderung. Den langfristigen Kultureinrichtungen Sicherheit geben und sich nicht ausschließlich auf Projektförderung zurückziehen.

Prof. Dr. Schäfer: Ich will nur Akzente ergänzen, die heute überhaupt nicht zur Sprache kamen und die mich sehr bewegen und vielleicht auch einige andere, die mit Kultureinrichtungen zu tun haben, und ihre Verwaltungsarbeit mit beeinflussen oder leiten. Ich bin persönlich gegen Doppelspitzen und ich könnte viele Argumente dafür anführen. Das Thema ist heute gar nicht zur Sprache gekommen. Ich weiß, dass das in Norddeutschland eingeführt worden ist, ich weiß aber von den Kollegen in den entsprechenden Städten, dass sie zu einer Diskussion über dieses Doppelspitzenmodell bereit sind und dass dieses sich nicht bewährt hat. Wenn über Intendantenmodelle diskutiert wird, was der nächste Punkt ist, und deren Einführung z.B. in Museen, dann ist das etwas, wo man auch überlegen soll, wenn man das denn auf Zeitvertragsbasis will, dass man nicht nur den Begriff des Intendanten verwenden soll, sondern auch mal überlegen muss, dass auch die Bezahlung analog zu dem des Theaterintendanten sein soll. Das ist ein weiterer Punkt. Ansonsten ist das getürkt. Ein dritter Punkt ist der, dass wir natürlich immer dann, wenn Daueraufgaben tangiert sind, auch Dauerstellen einrichten müssen. Und dass es uns erheblich behindert, wenn wir nur mit Zeitverträgen arbeiten können. Wir haben da sehr enge Limitierungen, was unsere Vertragsgestaltung betrifft. Das würde den Arbeitsmarkt auch wesentlich entlastet haben, davon bin ich überzeugt, wenn wir im Arbeitsmarkt mehr Flexibilität hätten. Die Punkte sind nicht besprochen worden, deswegen wollte ich sie ergänzen.

Die Vorsitzende: Wir sind ja nunmehr seit über einem Jahr tätig und haben schon verschiedene Anhörungen durchgeführt, Gutachten in Auftrag gegeben und Gespräche geführt. Unser Bericht wird sicherlich nicht den Anspruch auf Vollständigkeit erheben können, dafür ist allein die Zeit, die uns gesetzt ist, zu kurz, aber wir werden versuchen, mit den uns leider auch nur beschränkt gegebenen Möglichkeiten doch das Beste im Sinne der Stärkung von Kunst und Kultur tun. Dazu werden wir uns auch für den Bereich der kulturellen Bildung einsetzen. Das war heute ein zweiter Aufschlag. Wir werden dies nacharbeiten müssen. Prof. Schulz-Hoffmann sagte insoweit, das kann nicht alles gewesen

sein. Wird es auch nicht. Wir werden natürlich die Ergebnisse der Anhörung auswerten, auch die der schriftlichen Stellungnahmen. Ich denke, keiner von Ihnen wird von mir verlangen, dass ich die heutige Veranstaltung noch einmal zusammenfasse. Viele von Ihnen haben uns über den ganzen Tag begleitet, dafür möchte ich mich insbesondere bei den Zuhörern bedanken. Sie waren ein sehr aufmerksames Publikum. Man hat es an der ein oder anderen Willensbekundung gemerkt. Sie haben mitgedacht und ich habe den Eindruck, dass sich hier auch sehr viel Kompetenz versammelt hat. Erlauben Sie mir einige persönliche Bemerkungen des roten Fadens, der, wie ich meine, sich durch die Veranstaltung gezogen hat. Zum einen war dies der Eindruck, dass kulturelle Bildung nicht in ein einheitliches Curriculum gepresst werden kann. Die kulturelle Bildung, das haben wir heute mehrfach gehört, lebt vom Gedanken der Vielfalt und sollte sich diese auch zum Leitbild machen: Was sie ausmacht, ist die Vielfalt der Methoden, die Vielfalt der Medien, die Vielfalt der Sparten, sogar die Vielfalt der Epochen und die Vielfalt der Sinne. Kulturelle Bildung kann, ja muss zu einem ganzheitlichen Lernerlebnis werden. Ganz nach dem alten pädagogischen Rezept von Pestalozzi, der von einem Lernen mit Kopf, Hand und Herz sprach.

Da ist zum anderen der Eindruck, dass kulturelle Bildung offensichtlich auch stärker kundenorientiert angeboten werden muss, es aber völlig verfehlt wäre, daraus ableiten zu wollen, kulturelle Bildung solle auf Qualitätsansprüche verzichten. Beides gilt es in Einklang zu bringen, das ist sicherlich auch die große Herausforderung für alle, die in diesem Bereich tätig sind. Schließlich hatte ich den Eindruck, dass kulturelle Bildung kein rein rezeptiver Vorgang sein kann und darf. Die Sicherung der kulturellen Teilhabe und die Ermutigung zum aktiven Mitmachen sind gleich wichtige Zielsetzungen. Ich wiederhole insoweit Herrn Serexhe, der sagte, Kultur kann man nicht haben, Kultur muss man tun. Auch hier gilt es mitzubedenken: Die Schüler von heute sind die Meister von morgen. Schließlich war mein Eindruck, kulturelle Bildung ist selbst zwar vielfältig und vielfältig sollte auch ihre Vermittlung sein, aber das heißt nicht, dass man sich nicht zusammensetzen dürfte, um sich auszutauschen, abzusprechen und gegebenenfalls auch gemeinsam zu handeln. Hier sind Stichworte gefallen, sei es Clearing-Stelle, sei es Networking. Ich glaube, dass wirklich alle Protagonisten im Kulturbereich, seien es Eltern, Lehrer, Politiker oder Kulturschaffende, gut beraten wären, wenn sie sich stärker vernetzen und kooperieren würden. Das wäre das Beste, was der kul-

turellen Bildung passieren könnte, nämlich die Bildung einer Kultur der Zusammenarbeit. Ich bin gespannt darauf, was letztendlich in unserem Bericht stehen wird. Sicher ist, dass es auf der Grundlage der Gespräche basieren wird, die wir u.a. heute geführt haben. Deshalb möchte ich mich ganz herzlich bedanken bei allen Experten, nicht nur denen auf dem Podium. Bedanken möchte ich mich auch noch einmal bei unserem Gastgeber, Prof. Schäfer. Das Haus der Geschichte war nicht nur ein richtiger Ort, es war auch ein besonders gastfreundlicher Ort und ich hoffe, es wird auch die weiteren Beratungen in der Kommission begleiten. Danken möchte ich auch den Gästen, den vielen Zuhörerinnen und Zuhörern für Ihr großes Interesse an diesem Thema. Ich wünsche Ihnen einen sicheren Nachhauseweg und schliesse diese Sitzung.

Ende der Sitzung: 17.03 Uhr

Gitta Connemann MdB

Vorsitzende